

Die Tugend der Bescheidenheit*

Von Otto Friedrich Bollnow

Man kann mit gutem Recht die Bescheidenheit als eine typische Tugend unsrer Zeit bezeichnen. Das besagt nicht ohne weiteres, daß die Tugend der Bescheidenheit heute besonders weit verbreitet ist, aber man schätzt die Bescheidenheit, und diese Schätzung bestimmt das Urteil über einen andern Menschen. Viele Wesenszüge, die den gegenwärtigen Lebensstil von demjenigen früherer Jahrhunderte unterscheiden, lassen sich an diesem Begriff verdeutlichen. So schätzt man es beispielsweise, wenn auch der reiche Unternehmer, derjenige also, der es sich, wie man wohl sagt, sehr wohl „leisten, könnte“, in seiner persönlichen Lebensführung bescheiden lebt, wie jeder andre auch, wenn er mit derselben Pünktlichkeit, die er von seinen Untergebenen erwartet, seine Dienststunden einhält, wenn er keinen übertriebenen Aufwand treibt und sich auch in seiner Kleidung wie in seinem ganzen Auftreten nicht von ihnen unterscheidet.

Die moderne Kleidung, insbesondere die Männerkleidung, ist schon als solche Ausdruck einer solchen Bescheidenheit. Keine Note einer größeren Farbigkeit bestimmt die Erscheinung. Es sind vielmehr graue und braune Farben, aus denen sich kaum irgendein lebhafterer Ton hervorwagt. Schwarz und Weiß bezeichnen die höchste Prachtentfaltung, die selbst bei festlichen Gelegenheiten noch für die moderne Männerkleidung möglich geblieben ist. Man muß sich einmal die Bilder des 15. und 16., ja noch des 17. und 18. Jahrhunderts vor Augen halten, um sich zu vergegenwärtigen, wieviel naive Freude und Prunk und Schmuck in der äußeren Erscheinung für den modernen Menschen verlorengegangen ist.

So ist es schon bezeichnend, daß das Oberhaupt eines modernen demokratischen Staates selbst in amtlichen Funktionen in unfeierlichem Zivil erscheint, in jenem Zivil, das schon seinem unmittelbaren Wortsinn nach soviel wie „bürgerliche“ Kleidung bedeutet. Man braucht sich nur noch einmal vorzustellen, mit welchem Kleidungsaufwand Fürsten einer früheren Zeit, etwa noch Ludwig XIV., auftraten, um daran das ganze Ausmaß dieser Änderung abzumessen. Selbst die Uniformen sind heute bescheiden geworden. Auch hier haben die leuchtenden Farben vergangener Jahrhunderte einem unscheinbaren Grau und Braun weichen müssen.

Schon an diesem äußeren Bild hebt sich ein wichtiger Wesenszug der Bescheidenheit ab: Das unauffällige Grau ist die Farbe der Bescheidenheit. Das Sich-nicht-Aufdrängen, das Nicht-Hervortreten, das Im-Hintergrund-Bleiben sind wichtige Merkmale. Das Aschenbrödel im alten Märchen verkörpert im Unterschied zu seiner stolzen Stiefschwester die Grundhaltung der Bescheidenheit, und es ist bezeichnend für die Einschätzung des Märchens, daß das Aschenbrödel zum Schluß belohnt, die Stiefschwester aber für ihren Stolz bestraft wird. Ganz ähnlich rühmt man das bescheidene Veilchen im Unterschied zu der stolzen Rose. Die Rose ist stolz, wie sie sich in ihrer Schönheit zur Schau stellt, das Veilchen aber ist bescheiden, wie es im Grase verborgen und nahe dem Boden bleibt; nur der Geruch versinnbildlicht hier die auch im Bescheidenen vorhandenen tieferen Qualitäten. Ähnlich ist es bei der Nachtigall, deren unscheinbar graues Gefieder die Schönheit ihres Gesangs nicht ahnen [225/226] läßt. Immer ist es also ein eigentümliches Spannungsverhältnis zwischen der Unscheinbarkeit der äußeren Erscheinung und dem dahinter verborgenen tieferen Wert. Stolz und Bescheidenheit erscheinen darum für das unreflektierte Sprachbewußtsein, bis in die sprichwörtlichen Wendungen hinein, als einander zugeordnetes Gegensatzpaar. Wieweit zu Recht, wird noch zu fragen sein.

* Erschienen in der Zeitschrift „Die Sammlung“, 11. Jg. 1956, S. 225-233. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

Aber nicht immer wird die Bescheidenheit in dieser vollen Bedeutung verstanden. Vielfach sieht man in ihr nur eine Angelegenheit des äußeren Verhaltens, namentlich beim Kinde.

... sei recht artig und bescheiden,
denn das mag der Onkel leiden,

heißt es, wenn ich mich recht besinne, bei Wilhelm Busch. „Artig und bescheiden“ werden hier in einer sehr bezeichnenden Weise zusammengenommen, um das wohlherzogene, nach den Bedürfnissen der Erwachsenen abgerichtete Kind zu bezeichnen. Artig bedeutet, zum mindesten im heutigen 'Sprachgebrauch, das Musterkind, das nie störend auffällt und nie Anlaß zu Bestrafungen gibt. Unartig dagegen ist das Kind, wenn es durch Wildheit oder Launenhaftigkeit die Ordnung der Erwachsenen stört. Bescheiden ist dann in einem ähnlichen Sinn das Kind, das nicht die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen versucht, sondern sich im Hintergrund halt, das mit dem Wenigen zufrieden ist, das man ihm gibt, und in der Wahl zwischen dem größeren und dem kleineren Stück Kuchen stets nach dem kleineren greift. Artigkeit und Bescheidenheit sind in diesem Sinn keine Tugenden, die dem Kind, von ihm selbst her gesehen, zukommen, sondern die aus dem Ruhe- und Regelbedürfnis der Erwachsenen hervorgegangen sind und dem Kind von außen her aufgezwungen werden.

Daher ist es verständlich, daß die Erziehung zur Bescheidenheit leicht zur bloßen Dressur entartet, und immer wieder bricht dann demgegenüber der natürliche Egoismus des Kindes durch. So heißt es in dem bekannten scherzhaften Spruch:

Bescheidenheit, Bescheidenheit,
verlaß mich nicht bei Tische
und gib, daß ich zur rechten Zeit
das größte Stück erwische.

Darin kommt der Zwiespalt zwischen äußerer Abrichtung und geheimem inneren Wollen zum Ausdruck, und es ist deutlich, daß die Bescheidenheit zur bloßen Form geworden ist, durch die eine kollektive Moral den Expansionsdrang des Individuums niederzuhalten versucht. Und so kommt es dann zu dem Konflikt, der sich in dem anderen bekannten Scherzwort ausdrückt:

Bescheidenheit ist eine Zier,
doch weiter kommt man ohne ihr.

Bescheidenheit wird zu einer als lästig empfundenen Forderung der Gesellschaft, der sich das Individuum nur aus Opportunitätsgründen unterwirft.

Diese subalterne Bedeutung der Bescheidenheit muß man sich gegenwärtig halten, wenn man begreifen will, daß sie nicht zu allen Zeiten als eine Tugend betrachtet worden ist und daß es daneben noch eine sehr andere, nämlich scharf ablehnende Bewertung dieses Verhaltens gibt. So sagt Goethe in dem bekannten Trinklied (das er 1810 an Zelter schickte): [226/227]

Keinen Druckser hier zu leiden,
sei ein ewiges Mandat!
Nur die Lumpe sind bescheiden,
Brave freuen sich der Tat¹.

Das ist bei Goethe nicht aus dem Überschwang der Festesfreude so gelegentlich einmal ausgesprochen, sondern aus sehr viel tiefer verwurzelten Überzeugungen hervorgewachsen; denn Goethe stand hier selber noch in ganz andersartigen Überlieferungen.

Natürlichen Menschen scheint überhaupt die Bescheidenheit noch fernzuliegen, und seine eigenen Vorzüge in unbefangener Freude auch zu rühmen, gehört zur ursprünglichen Sicherheit

¹ Goethe, Artemisausgabe, Bd. 1, S. 100.

eines kraftvoll sich selber genießenden Daseins. Wir denken etwa'— um nur ein beliebiges Beispiel herauszugreifen — an die selbstbewußten Worte, mit denen Odysseus sich bei den Phäaken vorstellt:

Ich bin Odysseus, der Sohn des Laertes, durch mancherlei Listen
unter den Menschen bekannt, mein Ruhm erreichte den Himmel.

So spricht der natürliche Mensch im selbstverständlichen Bewußtsein seines Wertes. Dieses dem Griechen ganz selbstverständliche Lebensgefühl ist dann von Aristoteles in seiner Nikomachischen Ethik unter dem Begriff der megalopsychia formuliert worden. Schon daß wir dieses griechische Wort kaum richtig ins Deutsche übersetzen können, zeigt an, wie weit wir uns heute von diesem Ursprung entfernt haben. Megalopsychia, als magnanimitas dann ins Lateinische übersetzt, bezeichnet den Zustand einer großen und groß gesinnten Seele, die großer Dinge fähig ist und sich deswegen auch große Dinge zutraut, die sich dann aber auch freudig dieser großen Dinge rühmt. Diese megalopsychia, diese Seelengröße, war für das in Aristoteles verkörperte griechische Lebensgefühl nicht eine Tugend neben beliebigen anderen, sondern bezeichnet den Zustand des vollendeten Menschentums, in dem sich alle anderen Tugenden vereinigen. Sie ist nach Aristoteles „wie ein Schmuck der anderen Tugenden. Sie hebt sie auf eine höhere Stufe und kann ohne sie nicht zur Entwicklung kommen. Daher ist es schwer, wahrhaft hochgesinnt zu sein. Denn es ist nicht möglich ohne vollendete Charakterbildung“². Im Deutschen könnte man dies eben mit „hochgesinnt“ wiedergegebene Wort vielleicht am ehesten mit „Großmut“ übersetzen, wenn man das Wort in seinem alten kräftigen Sinn nimmt und nicht in der modernen abgeblaßten Bedeutung, wo es nur noch die Fähigkeit zu vergessen und zu verzeihen ist, sondern als die Seelengröße im weitesten Sinn, die dahintersteht und die neben vielem anderem dann auch das Verzeihen erst möglich macht. Diese kraftvolle Bedeutung steht noch dahinter, wenn die Hessen etwa einen ihrer Fürsten als Philipp den Großmütigen bezeichnen, denn es bezeichnet auch hier im allgemeinen Sinn die Seelenstärke, die die Geschichte einem anderen Fürsten unter dem Beinamen „Löwenherz“ bescheinigt hat.

In diesem Sinne hat sich die megalopsychia dann durch die abendländische Geschichte weiterentwickelt. Daß sie als magnanimitas bei Thomas von Aquino eine entscheidende Stellung einnimmt, ist bei dessen Nähe zu Aristoteles fast selbstverständlich. Einen großen Aufschwung nimmt dieser Begriff dann aber [227/228] in der Welt des Barock. Als *générosité* ist sie bei Descartes zur zentralen Tugend geworden. Sie bezeichnet, nach Diltheys Darstellung, „den höchsten der Affekte, welcher die Seele befreit und die schädlichen Leidenschaften auflöst“. Sie verkörpert „das weltliche und menschliche Ideal dieser großen französischen Epoche: Lebensfreude, Richtung auf große Dinge, verbunden mit zartem, sittlichen Gefühl, Furchtlosigkeit und Erhabenheit über die ordinären Leidenschaften“³. Vor allem aber finden wir diese *générosité* in den Dramen des französischen Barock, der sogenannten französischen Klassik. Die Helden Corneilles und Racines leben ganz im Zeichen dieser Tugend. Es ist ein kraftvolles Lebensgefühl, das aus der Fülle lebt und in ungebrochener Selbstverständlichkeit sich auch dieser Fülle freut.

So weit mußten wir ausholen, um ein Gefühl für die ganz andersartige sittliche Haltung wach zu machen, die sich in der Wertschätzung der Bescheidenheit ausspricht. Dabei war die megalopsychia auch bei den Griechen alles andere als Prahlerei und Aufgeblasenheit. Aristoteles unterscheidet sie als eine Tugend durchaus von diesen Lastern. Wie immer bei ihm steht sie als eine Tugend des rechten Maßes in der schwer einzuhaltenden Mitte zwischen zwei als fehlerhaft abzulehnenden Extremen. Sie berührt sich darin durchaus mit unserer Tugend der Be-

² *Aristoteles*, Nikomachische Ethik, 4. Buch, 1124 a, Übersetzung von E. Rolfes. 2. Aufl., Leipzig 1921, 1. Bd., S. 76.

³ *Dilthey*, Gesammelte Schriften, 2. Bd., S. 488.

scheidenheit, die sich ja ebenfalls, wie noch zu zeigen sein wird, als eine Tugend des rechten Maßes darstellt. Der Unterschied besteht nur darin, daß diese rechte Mitte in beiden Fällen verschieden bestimmt wird, nämlich das eine Mal nach oben, das andere Mal nach unten hin orientiert. Und eben darin drückt sich die Verschiedenheit des Lebensgefühls aus.

Man kann vielleicht überhaupt in der Geschichte zwei Grundformen des Lebensgefühls und der daraus entwickelten Ethik unterscheiden, je nachdem man aus dem Bewußtsein der Fülle oder dem beschränkter und verhältnismäßig geringer Mittel heraus lebt. Man könnte, indem man zugleich an die sozialen Grundlagen erinnert, das eine als aristokratisches Ethos bezeichnen, das andere demgegenüber als bürgerliches Ethos. Das fürstlich bestimmte Barock des 17. Jahrhunderts und die bürgerlich bestimmte Aufklärung des 18. Jahrhunderts mögen da für vorweggreifend als verdeutlichende Beispiele genannt werden.

Magnanimité und générosité sind typische Tugenden der aristokratischen Welt, einer Welt also, die aus dem Gefühl der Fülle heraus lebte und darum nicht zu sparen braucht, die auch zu verschwenden weiß, und zwar nicht nur mit den äußeren Mitteln, sondern auch mit dem eigenen Leben. Ausdruck dieses Lebensgefühls ist der Ruhm, der das Leben des Helden über seinen Tod hinweg verherrlicht, ist der Stolz, in dem der Mensch seine innere Kraft auch nach außen hin manifestiert. Zu dieser Welt gehört auch der Prunk und die Prachtentfaltung, und zwar nicht als leerer äußerer Schein (wie es von der anderen Perspektive her verstanden wird), sondern als sichtbarer Ausdruck des sich selber in seiner Fülle genießenden Lebens. Es gibt hier keine Innerlichkeit, die sich nicht auch nach außen hin manifestierte. Den Nachklang dieser aristokratischen Welt haben wir noch in entsprechenden Anschauungen Goethes im „Wilhelm Meister“, denn vor dem Hintergrund dieser Anschauungen ist sein Begriff der Bildung — sehr im Gegensatz zu dem, was im 19. Jahrhundert dann daraus geworden ist — allein zu verstehen⁴. Nur in [228/229] diesem Zusammenhang ist dann auch das angeführte Wort von der Bescheidenheit der Lumpen verständlich. Alle diese Begriffe wie Ruhm und Ehre, Prunk und Verschwendung, rückhaltlose Hingabe des eigenen Lebens gehören zusammen zu diesem aristokratischen Lebensgefühl eines sich in seiner Fülle selber genießenden Lebens.

Aber daneben gibt es schon früh eine sehr andere Welt. Wir können kaum ihre Anfänge bestimmen, weil sie sich sehr unscheinbar im Dunkel der Geschichte verloren. Schon im Altertum steht neben dem stolzen Lügner Odysseus — sehr unantik vielleicht — die Gestalt des Sokrates, der sich darauf versteifte, nichts zu wissen, und der in der sokratischen Ironie die Kunst der Selbstverkleinerung, die Tugend der Bescheidenheit eben, entfaltete. Auch in dieser Beziehung trat mit Sokrates die Aufklärung in das Licht der Geschichte.

Wir stellen für den Augenblick die Frage beiseite, was die Ausbreitung des Christentums für die höhere Schätzung der Bescheidenheit bedeutet. Die Tugend, die das Christentum dem heidnischen Stolz entgegenstellte, war nicht eigentlich die Bescheidenheit, sondern die Demut, und auf deren wechselseitiges Verhältnis müssen wir sogleich noch zurückkommen. Die Zeit, wo die Bescheidenheit im eigentümlichen modernen Sinn zur Entfaltung kam, war erst das späte 18. Jahrhundert, als das Bürgertum die Vormachtstellung in der geistigen Welt erlangte. Damit trat eine ganze Reihe spezifisch bürgerlicher Tugenden in das Blickfeld der Aufmerksamkeit, wie Fleiß und Sparsamkeit und Ordnungsliebe usw., alle die Tugenden, die durch die Notwendigkeit eines Haushaltens mit beschränkten Mitteln bedingt waren, und von den populären pädagogischen Schriftstellern dieser Zeit, wie Basedow und Salzmann und Campe, wurden sie mit Nachdruck entwickelt. In der Reihe dieser Tugenden steht denn auch als diejenige, die vielleicht am tiefsten das gesamte Lebensgefühl des Menschen bestimmt, die uns gegenwärtig beschäftigende Tugend der Bescheidenheit⁵.

⁴ Vgl. Vorbetrachtungen zum Verständnis des Bildungsbegriffs im „Wilhelm Meister“. Die Sammlung, 10. Jahrg. 1955, S. 145 ff.

⁵ In der Dissertation von H. Ludwig über die Erziehung zur Bescheidenheit (Tübingen, 1956) ist vor allem aus

Auf die sehr mannigfaltigen sprachgeschichtlichen Zusammenhänge und den Bedeutungswandel, der über mancherlei andere Stufen zur heutigen Bedeutung der Bescheidenheit im Sinne der Genügsamkeit und Zurückhaltung hingeführt hat, kann hier nicht näher eingegangen werden. Wir entnehmen ihm lediglich den einen Hinweis, daß der Zusammenhang mit scheiden, entscheiden und bescheiden im Sinne von Bescheid sagen und Bescheid wissen diese Tugend in eine unmittelbare Beziehung zur richtigen Urteilsbildung setzt. Das ermöglicht es dann, die Bescheidenheit als eine Tugend des rechten Maßes zu verstehen, und dadurch rückt sie in eine gewisse Nähe zur Tugendhaltung des Griechentums und berührt sich in gewisser Weise mit der griechischen *sophrosyne*, der Tugend der Besonnenheit. Die Forderung der Bescheidenheit verlangt vom Menschen, daß er nicht vermessen über sich selbst hinausgreifen soll, daß er nicht zu viel verlangen soll, weder von sich selber noch vom Schicksal, sondern sich mit dem „bescheiden“ soll, was ihm gegeben ist. Bescheidenheit bezeichnet hier also das rechte Verhältnis in den Lebenserwartungen, und zwar sowohl gegenüber den eigenen Kräften wie in den Ansprüchen an die Umwelt. Titanisches Wollen wie krankhafte Gier sind in ihrer Maßlosigkeit der Bescheidenheit in gleicher Weise entgegengesetzt. Der Unterschied zur maß- [229/230] vollen Haltung des Griechentums liegt nur in der Weise, wie hier die rechte Mitte angesetzt wird, nämlich sehr viel „bescheidener“. Und da liegt zugleich die nicht zu verkennende Gefahr dieser Tugend: daß nämlich vom Anspruch menschlicher Größe zu viel preisgegeben wird. Es ist die typische Gefahr jeder „bürgerlichen“ Tugend.

Darum ist es bezeichnend, daß sich zum mindesten in der neueren Entwicklung eine gewisse Verschiebung des Sprachgebrauchs abzuzeichnen beginnt, durch die das Wort in einem vorwiegend verkleinernden und abschätzigen Sinn genommen wird. Wenn beispielsweise jemand im wirtschaftlichen Sinn ein bescheidenes Einkommen hat, so meint man damit meist nicht ein mittleres, sondern ein eben noch hinreichendes und im Grunde schon recht dürftiges Einkommen. Entsprechend ist eine bescheidene Wohnung, die jemand innehat, ein bescheidenes Haus, das er bewohnt, eine kleine, ohne Aufwand eingerichtete und im Grunde schon ein wenig ärmliche Wohnung oder ein unansehnliches. Haus. Und so in vielen ähnlichen Fällen. Wenn man etwa gar noch davon spricht, daß die Leistungen eines Menschen, etwa die eines Examenskandidaten in seiner Prüfung, bescheiden gewesen seien, so ist das eigentlich schon eine ein wenig ironische Umschreibung dessen, daß sie eigentlich nicht mehr genügt haben.

Gegenüber dieser Tendenz zur Abwertung muß darum an dem vollen Gehalt dieser Tugend als der eines rechten Maßes festgehalten werden, wenn ihre wirkliche Bedeutung nicht verlorengehen soll. Wie allgemein bei den aristotelischen Tugenden so schließt auch bei diesem sehr unaristotelischen Beispiel der Charakter einer rechten Mitte zwischen zwei zu vermeidenden Extremen nicht aus, daß das eine dieser Extreme den schlimmeren und am ängstlichsten zu vermeidenden Fehler darstellt, das andere Extrem dagegen den läßlicheren und noch eher zu dulddenden Zustand bezeichnet. In unserem Falle — und in dem schon berührten Gegensatz zur griechischen Haltung — liegt der entscheidende Fehler im Überschreiten des angemessenen Maßes. Als Unbescheidenheit wird dieser Fehler vorwiegend nur nach der einen Richtung hin bezeichnet; denn damit meint man vorwiegend die Gier, möglichst viel haben zu wollen und mehr, als einem zukommt. Aber die Verletzung der Bescheidenheit kann auch nach anderen Richtungen hinüberspielen, die man sprachlich meist nicht als „Unbescheidenheit“ bezeichnet. Dahin gehört, wer sich überall in den Vordergrund stellt und beachtet werden will, der Großsprecher und der Wichtigtuer, allgemein derjenige, der immer mehr scheinen möchte, als er ist. Dahin gehört auch der Hochmütige und Eingebildete, der sich mehr dünkt als andere Menschen und dies auch nach außen hin zum Ausdruck bringt. Der Stolz dagegen, der sich in ruhiger Sicherheit seines, eigenen Wertes bewußt ist, braucht die Bescheidenheit nicht aufzuheben, im Gegenteil: Bescheidenheit und Stolz sind in hohem Maße

durchaus vereinbar.

Gerade dadurch wird das Verständnis des anderen Fehlers erleichtert, den man ebenso sehr erkennen muß, um die Bescheidenheit als eine Tugend des rechten Maßes zu verstehen. Man spricht auch von einer „falschen Bescheidenheit“ und versteht darunter ein Verhalten, das in seiner Zurückhaltung beim flüchtigen Blick als Bescheidenheit erscheinen könnte und in Wirklichkeit doch etwas anderes ist, weil es nicht als eine Tugend aus einer Kraft des Menschen hervorgegangen ist, sondern vielmehr nur der Ausdruck einer Schwäche ist. Dahin gehört die Verlegenheit und falsche Ziererei und alles aus bloßer Unsicherheit entsprungene Verhalten, das sich nicht zu nehmen [230/231] wagt, was es sich im Grunde der Seele doch liebend gern nehmen möchte, und das sich nur darum im Hintergrund hält, weil es den Lichtkegel der Aufmerksamkeit fürchtet. Im Unterschied zu der in sich ruhenden Ausgeglichenheit der echten Bescheidenheit ist diese falsche Nebenform durch den inneren Widerspruch, nämlich das Hin- und Hergerissenwerden zwischen Wollen und Nichtwagen, zwischen dem eigenen Wunsch und der Furcht vor der Mißbilligung der anderen gekennzeichnet.

Man erkennt diesen besonderen Charakter der Bescheidenheit noch schärfer, wenn man sie von einer anderen Tugend abzuheben versucht, die ihr beim flüchtigen Blick nahe verwandt scheint und mit der sie darum auch vielfach verwechselt wird, der Demut. Demut und Bescheidenheit werden oft in einem Atem genannt. In Wirklichkeit besteht hier ein ganz grundlegender Unterschied, und die beiden Tugenden sind darum im Grunde unvergleichbar, weil sie ganz verschiedenen Ebenen angehören. Wir bestimmen den Unterschied vorweggreifend dahin, daß die Demut ein spezifisch christlicher Begriff ist, die Bescheidenheit aber nicht, sondern vielmehr ein solcher des innerweltlichen Verhaltens. Freilich wird die scharfe Scheidung der beiden Begriffe dadurch erschwert und ihre Verwechslung begünstigt, daß die Demut zur Reihe der alten christlichen Wörter gehört, deren Verständnis dem Sprachgebrauch der Gegenwart immer mehr verlorengelht, so daß heute die meisten gar nicht mehr recht wissen, was eigentlich das Wort Demut bedeutet, und mit dem Verständnis der Wortbedeutung auch das Verständnis der damit gemeinten seelischen Haltung selber verlorengelht. Wie kürzlich eine Rundfrage bei einer Gruppe von älteren Schulkindern ergeben hat, wurde von ihnen zumeist das Wort einfach im Sinne einer kriecherischen oder ängstlichen Gesinnung mißverstanden.

In Wirklichkeit hat Demut mit einer solchen niedrigen oder unterwürfigen Gesinnung nicht das mindeste zu tun. Zwar kennt die deutsche Sprache gewiß auch das Wort „demütigen“ im Sinn von: jemand erniedrigen oder beschämen oder ihn zur Anerkennung seiner Schwäche zwingen, aber das dürfte schon ein sehr abgeleiteter Sprachgebrauch sein und gilt jedenfalls nicht für das Substantiv „Demut“ selber. Die Demut bezieht sich überhaupt nicht auf das! Verhältnis eines Menschen zu einem anderen Menschen, demgegenüber er sich überlegen oder unterlegen fühlen kann, sondern nur auf das aller Vergleichbarkeit entzogene, grundsätzlich andersartige Verhältnis des Menschen zur Gottheit, in dem dieser seine hoffnungslose Unzulänglichkeit erfährt. Die Demut beruht hier auf dem Bewußtsein der menschlichen Endlichkeit, und zwar nicht nur in dem neutraleren Sinn einer Beschränktheit aller seiner Kräfte, sondern in dem sehr viel tiefer greifenden Sinn seiner vollen Nichtigkeit. Die Demut ist also eine spezifisch religiöse und zwar genauer spezifisch christliche Tugend, und nur im Rahmen des christlichen Menschenbildes können wir überhaupt die Demut richtig begreifen.

Das erlaubt, die Demut von der Bescheidenheit klar zu unterscheiden — und nur zu diesem Zweck hatten wir ja überhaupt diesen Nachbarbegriff mit in den Umkreis unserer Überlegungen einbezogen. Zwar kann man in einem gewissen Sinn auch die Bescheidenheit als eine religiöse Tugend bezeichnen, insofern sie nämlich besagt, daß der Mensch sich mit seinem Eigenwillen „beschieden“ hat, daß er keine eigenen Sonderwünsche mehr hat, sondern sich ganz dem Willen der Gottheit anheimgibt. Aber wenn die Bescheidenheit in diesem Sinn sicher

auch ein tief religiöses Lebensgefühl ausdrückt, so braucht [231/232] dieses darum noch nicht spezifisch christlich zu sein, d. h. in dieser Form der Bescheidenheit ist zwar die Begrenztheit der Kräfte, aber nicht notwendig zugleich die radikale Nichtigkeit vorausgesetzt, und darum konnte diese Haltung dann ohne scharfe Grenze in einem rein weltlichen Lebensgefühl aufgenommen und zur bürgerlichen Tugend in dem eingangs ausgeführten Sinn werden.

Daraus ergibt sich ein völlig verschiedenes Verhältnis zum Stolz. Während Bescheidenheit und Stolz sehr wohl nebeneinander bestehen können, schließen Demut und Stolz einander wirklich aus. Die Bescheidenheit bedeutet, wie wir sahen, das richtige Abschätzen der eigenen Kraft. Aber wenn hier die eigenen Grenzen auch sehr vorsichtig gezogen werden, so kann sich innerhalb dieser Grenzen doch sehr wohl das erhebende Bewußtsein des eigenen Wertes und der eigenen Leistung entwickeln. Ja, nur durch diese Grenze unterscheidet sich ja der echte begründete Stolz von leerer Eingebildetheit und Großsprecherei. Aber es ist immer eine relative Grenze, und darum bleibt innerhalb ihrer auch Raum für die Anerkennung von weitgehenden Rangunterschieden zwischen den Menschen. Bescheidenheit bezieht sich zugleich immer auf das richtige Maß der Selbsteinschätzung im Verhältnis zum anderen Menschen, und deswegen ist sie dann ja auch vor allem eine Tugend des Umgangs mit anderen Menschen. Demütig ist der Mensch aber nicht infolge irgendeiner bescheidenen Einschätzung seiner eigenen Kraft, sondern im Bewußtsein seiner unaufhebbaren, also absoluten und alle Menschen in gleicher Weise betreffenden Schwäche. Demut schließt darum alle Rangunterschiede aus, und alle faktisch im Menschen vorhandenen Fähigkeiten und Begabungen werden nur als ein Geschenk betrachtet, das es richtig zu verwalten gilt, nicht aber als Verdienst sich zugerechnet. Die Demut betrifft darum überhaupt nicht das (immer nur relative) Verhältnis zum anderen Menschen, sondern das (absolute) Verhältnis zur Gottheit bzw. zu sich selbst im Angesicht des Absoluten. So ist es zu begreifen, daß Demut und Bescheidenheit in ganz verschiedenen Bereichen des menschlichen Daseins beheimatet sind.

Die Unterscheidung der zugehörigen Sphären soll kein Verhältnis der Überlegenheit oder Unterlegenheit begründen, sondern nur in der wechselseitigen Erhellung den sehr verschiedenartigen Charakter der beiden Tugenden ans Licht bringen. Eine Schwierigkeit ergibt sich dabei aus der besonderen Situation unserer Gegenwart; denn es ist die Frage, wieweit die Demut dem säkularisierten Menschen unserer Tage erreichbar ist, wieweit sie ihm überhaupt noch als Tugend erscheint oder wieweit es sich in ihrer Erhellung nur noch um die historische Vergegenwärtigung der Werthaltung einer vergangenen Zeit handelt. Auf diese sehr schwierige Frage sei hier nicht weiter eingegangen. Anders dagegen steht es mit der Bescheidenheit. Die ist uns noch unmittelbar als Ziel gegeben, und im Verhältnis zu ihr entscheidet sich der Lebensstil unserer Zeit. Mit ihr befinden wir uns also mitten in den Problemen unserer eigenen Zeit. Freilich wird das Verständnis dadurch erschwert, daß mau auch diese Tugend in der Regel nicht in ihrer vollen Tiefe erfaßt. Sie ist immer in der Gefahr, zu einer Angelegenheit des äußeren Betragens, nämlich im Sinn des sprichwörtlichen „Artig- und Bescheidenseins“, mißverstanden zu werden. Die Abhebung von der Demut als einer spezifisch christlichen Tugend scheint diese geringere Bewertung der Bescheidenheit noch zu begünstigen. Darum ist es wichtig, sich klarzumachen, daß sich die Bescheidenheit zwar am sichtbarsten im äußeren Verhalten des Menschen zum Mitmenschen kundtut, nicht aber selber in diesem Verhalten aufgeht. In ihrem letzten Kern ist auch die [232/233] Bescheidenheit — nicht anders als die Demut — auch ein Verhältnis des Menschen zu sich selber, und nur von diesem her können wir sie in ihrer ganzen Würde begreifen.

Hierfür ist es entscheidend, daß die Bescheidenheit — entgegen dem weit verbreiteten Vorurteil — ganz und gar nicht der Ausdruck einer inneren Unsicherheit oder Schwäche ist, sondern im vollen Gegenteil dazu eine eigentümliche innere Überlegenheit und Sicherheit begründet. Dazu greifen wir noch einmal auf den Anfang zurück, wo wir die Behauptung von der Stellung der Bescheidenheit als der formgebenden Tugend unserer Zeit nur mit der Ein-

schränkung aussprechen konnten, denn das äußere Bild wird weitgehend durch ganz entgegengesetzte Erscheinungen bestimmt, nämlich durch Wichtigtuerei und Großsprecherei, kurz, durch das, was man mit dem Jargonwort des „Angehens“ bezeichnen kann. Dieses „Angeben“ gehört heute in weiten Kreisen geradezu zum guten Ton. Angabe, so sagt man, sei das halbe Leben. Man versteht darunter, daß man seine Begabungen und Fähigkeiten, seine wirtschaftlichen Mittel und seine „Beziehungen“ so zur Schau stellt, daß sie mehr erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind. Und dieses „angebende“ Wesen erweist sich im Lebenskampf immer wieder als zweckmäßig. Die „Angeber“ machen das Rennen, vom täglichen Leben bis hinein in den wissenschaftlichen „Betrieb“. Die „Angeber“ kommen voran. Demgegenüber wirkt die Bescheidenheit wie ein Mangel an Lebenstätigkeit. Wer bescheiden ist, der wird wenig geachtet; er erscheint als der „Dumme“ und wird immer wieder an die Wand gedrückt. So jedenfalls erscheint das dem oberflächlichen Blick.

Aber die Sache hat eine sehr bedenkliche Kehrseite, und bei näherer Betrachtung ergibt sich bald eine völlige Umkehrung dieses Verhältnisses, nämlich eine eigentümliche innere Überlegenheit des Bescheidenen. Die „Angeber“ müssen immer auf ihre Geltung bedacht sein, sie müssen in jedem Augenblick auf der Flut sein und ständig über ihre Verhältnisse leben, im Wirtschaftlichen wie auch im Geistigen. Sie müssen sich in jedem Augenblick ganz und mehr als ganz verausgaben und machen sich dabei selber nur abhängig von dem Eindruck, den sie bei anderen machen wollen. Sie werden darum in eine ewige innere Ruhelosigkeit hineingedrängt, und alle die leere Betriebsamkeit ist nur die Folge dieses angeberischen Wesens. Eines bedingt immer notwendig das andere. Die Bescheidenen aber sind unabhängig von dieser Wirkung nach außen und können eben darum sicher in sich selber ruhen. Sie brauchen sich nie über ihre Kräfte hinaus zu verausgaben und behalten dadurch immer eine Kraftreserve. Von daher stammt ihre eigentümliche Überlegenheit; sie bleiben ausgeruht, wo die anderen durch ständige Bemühung abgehetzt werden. Mehr zu sein als zu scheinen ist das stolze Bewußtsein der wahren Bescheidenheit. (Freilich ist auch darin wieder die Gefahr einer Entartung gegeben: daß der Mensch sich auch in seiner eigensten Leistung nicht ganz einsetzt, weil es ihm nicht so wichtig ist, und darum nie das Letzte aus seinen Möglichkeiten herausholt. Darum ist die Hingabe an die eigenste Aufgabe und die Verlorenheit an den leeren Betrieb sehr wohl zu unterscheiden.) Die Bescheidenheit ist darum die Voraussetzung einer inneren Überlegenheit über die äußere Situation und damit des ruhigen Gleichgewichts überhaupt. Sokrates bleibt auch hier das Urbild des bescheidenen Menschen. Die stolz zur Schau gestellte Bedürfnislosigkeit der Zyniker ist aber eben darum keine Bescheidenheit.